

Pommersche Evangelische Kirche

Bericht des Bischofs zur 4. Tagung der XI. Landessynode der Pommerschen Evangelischen Kirche, 21. bis 23. Oktober 2005 in Züssow

Hohe Synode,

unsere Gesellschaft und unser Land stehen in großen Umbrüchen. Alle wissen: Reformen sind notwendig. Aber das Land ist polarisiert. Die Überzeugungen über die richtigen Wege aus der Krise sind so unterschiedlich, dass der erwartete und erhoffte Ruck in den letzten Jahren ausgeblieben ist. Unterschiedliche Kräfte ziehen in die verschiedensten Richtungen. Man tritt auf der Stelle.

Ähnliche Blockaden wiederholen sich auch in der Kirche. Alle wissen: Auch die Kirche muss sich verändern. Aber wohin? Jede Veränderung tut weh. Mit allem, was wir zurücklassen, sind Erinnerungen und Erfahrungen verbunden, oft gute Erfahrungen. Soll in Zukunft nicht mehr gelten, was wir als so positiv erlebt haben? Jeder Abschied schmerzt. In welche Richtung soll es gehen? Gemeindegrenzen verändern sich. Pfarrstellenbereiche werden größer. Einzelne Pfarrerrinnen und Pfarrer verlassen die Pommersche Evangelische Kirche. Ihre Stellen werden nicht wieder besetzt. Da ist es kein Wunder, wenn Ängste aufkommen: Wird das Netz der pfarramtlichen Versorgung reißen? Wird es in Zukunft die Kirche, so wie wir sie kennen, noch geben? Was wird bleiben von der Pommerschen Evangelischen Kirche, wenn es zu einer größeren Kirche in unserem Bundesland kommt?

Angesichts dieser Fragen lohnt sich ein Blick auf die Jahreslosung aus Lukas 22, 32: „Jesus Christus spricht: Ich habe für dich gebeten, dass dein Glaube nicht aufhöre.“ Es ist wahr, die Zeiten sind schwer und werden sobald nicht leichter. Aber wenn Jesus Christus wie damals für Petrus, so heute auch für uns und seine Kirche betet, dann brauchen wir nicht zu verzweifeln. Das Wichtigste, der Glaube, wird uns bleiben. Jesus weiß durchaus, dass schwere Prüfungen über die Kirche kommen. Diese Prüfungen sind nicht nur eine Anfrage an die Cleverness unseres Kirchenmanagements, an unsere Fähigkeit, den Wandel der Kirche zu gestalten, sondern auch eine geistliche Prüfung. Dahinter steht der Versuch des Gegenspielers Gottes, die Gemeinde Christi zu zerstören. Dieser Gedanke begegnet uns im Lukasevangelium unmittelbar vor dem Text unserer Jahreslosung. Jesus selbst spricht ihn aus und erklärt damit die Situation der damals noch sehr kleinen Gemeinde: „Siehe, der Satan hat euer begehrt, dass er euch möchte sichten wie den Weizen.“ (Lukas 22, 31) Viele scheuen sich heute, das Wort Satan in den Mund zu nehmen. Es wirkt überholt und wie aus einer anderen Zeit. Aber hat sich an den Erfahrungen, die damit verbunden waren, denn wirklich etwas geändert? Gibt es nicht bis heute Mächte und Kräfte, die Gottes Werk in dieser Welt im Wege stehen? Manchmal begegnen sie uns, wenn wir trotz aller Bemühungen und Engagements nicht weiter kommen. Wenn wir Tag und manche auch bis in die Nacht für unsere Kirche arbeiten, aber die erhofften Früchte sind einfach nicht zu sehen. Wenn wir das tun, was wir können, was wir gelernt haben und wofür wir uns mit Leidenschaft einsetzen, aber die erhoffte und erwartete Frucht bleibt aus. Die Anfechtungen und Prüfungen mögen noch so groß sein, wenn Jesus für uns bittet, muss uns nicht bange werden. Nun mag man einwenden, diese Verheißung sei doch dem Petrus zugesagt.

In Abwandlung des Slogans der Bildzeitung nach der Wahl des deutschen Papstes: „Wir sind Papst!“ (was nicht stimmt), sage ich: „Wir sind Petrus!“ (was stimmt!). An

anderer Stelle hatte Jesus diesen Jünger, der mit hebräischem Namen Simon hieß, diesen symbolischen Namen Petrus, was in der griechischen Sprache Fels bedeutet, gegeben: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen“ (Math. 16, 18). Bei allen Anfeindungen und Anfechtungen, bei allen sozialistischen Marginalisierungsversuchen und bei allen Anläufen des Teufels verheißt Jesus seiner Gemeinde, dass sie bleiben wird.

Allerdings werden wir darauf zu achten haben, wem diese Verheißung gilt. Sie gilt auch dem Petrus nicht von vorn herein, sondern erst nachdem er in sein Leben neu orientiert hatte.

Das Lukasevangelium berichtet auch, wie Petrus, der an einem der schönsten Fleckchen dieser Erde, nämlich am See Genesareth, dem Ruf des Fischers nachgegangen ist, von Jesus zu einem Menschenfischer gemacht worden ist: „Fürchte dich nicht, denn von nun an wirst du Menschen fangen.“ (Lukas 5, 10) Bei jeder Ordination sagen wir zur Gemeinde: „Durch die Taufe seid ihr alle zum Zeugnis und Dienst in der Welt berufen. Der Erfüllung dieses Auftrags dient alle Arbeit in der Kirche. Christus ruft zu besonderen Diensten einzelne Glieder der Gemeinde. Ihr braucht sie, sie brauchen euch.“¹

Der Auftrag zum Menschenfischen gilt jedem getauften Gemeindeglied. Deswegen hatte ich im letzten Jahr als konzentrierende Zielsetzung für unsere Kirche formuliert: **„Die Pommersche Evangelische Kirche will den Menschen in Vorpommern, auch den gott- und kirchenfernen, in Wort und Tat die gute Nachricht weitergeben, dass Gott sie liebt und er sie zu Nachfolgern Jesu Christi machen will.“**

Diese Zielsetzung soll meinem diesjährigen Bericht als Orientierung dienen. Dabei möchte ich in einem ersten Abschnitt ausführen, welchen Wandlungsprozessen unsere Kirche gegenwärtig ausgesetzt ist. In einem zweiten Teil werde ich darlegen, was das für unsere Region bedeutet. Drittens will ich einige Anzeichen benennen, die andeuten, dass hierzulande die Ressentiments gegenüber der Kirche langsam abnehmen. Weil die gute Nachricht in Wort und Tat weitergegeben werden will, werfe ich viertens einen kurzen Blick auf die Situation der Diakonie, um abschließend und fünftens einige Überlegungen anzuschließen, welche Botschaft wir weiterzugeben haben.

1. Kirche im Wandel

Wir haben unsere Kirche in Zeiten des Umbruchs neu aufzustellen und zwar so, dass sie missionsfähig ist. Eine nicht funktionierende Kirche ist auch nicht missionarisch. Also sind die organisatorischen und finanziellen Bedingungen, unter denen wir Kirche gestalten können, sehr ernst zu nehmen.

1.1. Wandel im eigenen Haus

Im Berichtszeitraum haben wir das Ausscheiden bisher Verantwortlicher Leitungspersonen zu verzeichnen. Im vergangenen Jahr sind der frühere Konsistorialpräsident Hans-Martin Harder, Oberkonsistorialrat Wolfgang Krasemann und Oberkonsistorial-

¹ Aus dem Ordinationsvorhalt der EKV in der Fassung vom 5. 2. 1997.

rätin Silke Stopperam in den Ruhestand gegangen. Ihnen ist herzlich für ihren Dienst in so vielen Jahren zu danken. Alle drei haben lange Zeit die Geschicke der Landeskirche erheblich mitgestaltet. Mit ihrem Ausscheiden wurde die nicht-theologische Leitungsebene unserer Kirche fast völlig ausgetauscht. Die Einschnitte durch diesen immensen Personalwechsel sind nicht zu unterschätzen.

Zusätzlich war zum Beginn des Jahres 2005 die Konzentration der Verwaltung zu bewerkstelligen. Aus vier Verwaltungsämtern und einem Konsistorium wurde ein neues Evangelisches Konsistorium. Auch, wenn es an der einen oder anderen Stelle Anlaufschwierigkeiten gegeben hat oder zum Teil noch gibt, ist insgesamt die Zusammenführung überraschend gut gelungen. Es ist in der Tat etwas Neues, nämlich eine Dienstleistungseinheit für die gesamte Landeskirche entstanden. Dass dies gelungen ist, dafür ist allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und besonders dem neuen Konsistorialpräsidenten, Peter von Loeper, zu danken. Trotz Teilzeitstelle ist es ihm gemeinsam mit den Abteilungsleitern gelungen, das neue Konsistorium klar zu strukturieren. Gute Vorarbeit war durch die Beratungstätigkeit von Dr. Beatus Fischer zuvor geleistet worden.

Auf dessen Vorarbeiten beruht auch die nun erstmalig im Zusammenhang einer mittelfristigen Finanzplanung durchgeführte neue Haushaltsplanung, die der neue Finanzreferent der Landeskirche, Hartmut Dobbe, mit viel Schwung angegangen ist. Dadurch ist es gelungen, den Haushalt transparenter und übersichtlicher darzustellen als bisher. Auch der von der Synode seit langem angemahnte Finanzausgleich konnte vorbereitet werden und liegt der Synode zur Beschlussfassung vor. Die Synode wird dabei noch über Vieles im Einzelnen diskutieren. Es sollte aber festgehalten werden, dass die Brüder von Loeper und Dobbe mit Fleiß und Genauigkeit in relativ kurzer Zeit ein beachtliches Ergebnis vorgelegt haben.

Mit einiger Verzögerung ist es gelungen, die Pfarrstellenplanung nach den Vorgaben der Synode weitgehend abzuschließen. Für die Pommersche Evangelische Kirche (Gemeindepfarrstellen plus übergemeindliche Dienste) sind danach in Zukunft 107 statt derzeit 149 Pfarrstellen vorgesehen. In Teilbereichen sind noch Grenzziehungen zwischen verschiedenen Pfarrsprengeln unklar. Einigen Einsprüchen von Kirchengemeinden muss noch nachgegangen werden. Die Zahl der Pfarrstellen steht damit aber jetzt fest und besonders das Jahr 2006 kann als der Beginn der Umsetzung der Pfarrstellenplanung verstanden werden.

1. 2. Wandel in der Nachbarschaft

Auch unsere Nachbarkirchen sind vielen, zum Teil radikalen Veränderungen unterworfen. So hat die Nordelbische Kirche ein so großes strukturelles finanzielles Defizit, dass sie Teile des laufenden Haushaltes durch Darlehnsaufnahme finanzieren muss. Sie hat landeskirchliche Einrichtungen zusammengeführt, einige sogar eingestellt und weitere Sparmaßnahmen auf allen Ebenen eingeleitet. Dabei wird auch die Zahl der Propsteien (die unseren Kirchenkreisen entsprechen), radikal reduziert. Für uns als Pommersche Evangelische Kirche ist es eine neue Erfahrung, dass in einer Partnerschaft nicht nur der östliche, sondern auch der westliche Partner in Finanznöte geraten kann. Dennoch ist die Gemeinschaft mit unserer Partnerkirche gut und intensiv, im Vergleich zu Irritationen, die vor einigen Jahren aufgetreten waren, nach meiner Einschätzung wirklich herzlich und belastbar. In einem Brief in der letzten

Woche schreiben mir die beiden Bischöfinnen Maria Jepsen und Bärbel Wartenberg-Potter sowie Bischof Dr. Hans-Christian Knuth im Blick auf „alle guten Begegnungen der vergangenen Zeit, das gemeinsame Beraten in den Gremien, die Feiern in Gottesdiensten und die Gemeinschaft im Gebet“: „Wir sind von dem Empfinden getragen, dass uns das Teilen und Geben noch enger verbunden hat. Das Miteinander unserer Landeskirchen hat eine Bestärkung erfahren.“

So ist uns das Gemeinsame Pastorkolleg besonders wertvoll, in das im Berichtszeitraum mit Pfarrerin Marlis Richter, der vormaligen Leiterin unseres Frauenwerkes, wieder eine pommersche Pfarrerin als Studienleiterin eingetreten ist.

Mit der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche und der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs sind wir durch den im Jahre 2000 durch alle Landeskirchen unterzeichneten Kooperationsvertrag eng verbunden. Dieser Vertrag hat die Weichen für eine zusammenwachsende Gemeinschaft der Nordkirchen gestellt. Als praktisches Instrument dient dieser Gemeinschaft der Kooperationsausschuss der Kirchenleitungen, den ich gegenwärtig leite. Im Berichtszeitraum ist es nach mehrjähriger Vorbereitung gelungen, drei neue gemeinsame Einrichtungen ins Leben zu rufen.

Hier ist als erstes zu nennen die Ökumenische Stiftung zur Schöpfungsbewahrung und Nachhaltigkeit. Sie ist nun von der Stiftungsaufsicht genehmigt und ihre Organe haben sich konstituiert. An dieser Stiftung ist außer den drei evangelischen Landeskirchen auch noch das Erzbistum Hamburg beteiligt. Wir hoffen, dass wir durch diese Ökumenische Stiftung gemeinsam unsere Verantwortung, die Schöpfung zu bewahren, besser wahrnehmen können. Daneben haben wir ein gemeinsames Konzept für eine Ausbildung von Prädikantinnen und Prädikanten beschlossen, so dass diese so notwendige Ausbildung von Ehrenamtlichen für die Leitung von Gottesdiensten im Frühjahr 2006 beginnen kann. Gerade wenn die Zahl der hauptamtlichen Pfarrerrinnen und Pfarrer abnimmt, wird es – besonders im ländlichen Bereich – notwendig sein, vermehrt auf Ehrenamtliche zurückgreifen zu können. Diese bedürfen aber einer entsprechenden Ausbildung.

In unserem Perspektivplan haben wir uns vorgenommen, für den ersten Ausbildungsgang von 2006 bis 2008 zehn Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Pommern zu gewinnen.

Schließlich ist es gelungen, für alle drei Nordkirchen einen Predigerseminarverbund zwischen den Predigerseminaren in Preetz und Ludwigslust ins Leben zu rufen. Die Vikarinnen und Vikare der drei Nordkirchen werden in Zukunft in einem Viertel ihrer Kurse gemeinsam ausgebildet.

Die Voraussetzung zu diesem Predigerseminarverbund war die Beteiligung unserer Landeskirche am Predigerseminar der Mecklenburgischen Landeskirche in Ludwigslust. Es ist ein großes Glück, dass diese Zusammenführung der Ausbildungsgänge der Vikarinnen und Vikare gelungen ist. Dazu musste die gemeinsame Predigerseminarsausbildung mit den vormaligen EKV-Kirchen in den Predigerseminaren Brandenburg und Wittenberg beendet werden. Ich weiß, dass viele, zumal diejenigen, die in ihrer Ausbildung dort gute Erfahrungen gemacht haben, diesen Ausstieg aus dem Ostverbund der Predigerseminare bedauern. Aber wenn wir den Kooperationsvertrag der Nordkirchen ernst nehmen und auf ein Zusammenwachsen der Landeskirchen im Norden setzen, dann ist dieser Schritt nur folgerichtig. Man wird wohl erst in einigen Jahren ermessen können, welche Bedeutung diesem Schritt zukommt.

Ich will allerdings der Synode nicht verschweigen, dass es mein eigentliches Ziel - gewesen ist, statt zweier eher kleiner Predigerseminare zukünftig ein größeres, leistungsfähigeres Predigerseminar – etwa in Ratzeburg – zu haben. Es wäre ohne größere Schwierigkeiten möglich gewesen, die 15 nordelbischen Vikare gemeinsam mit den gegenwärtig 7 Mecklenburgern und drei Pommern (vielleicht zukünftig sechs Mecklenburger und zwei Pommern) an einem Standort auszubilden. Doch dazu scheint die Zeit gegenwärtig noch nicht reif zu sein. In meinen Augen ist es auch ein großer Schritt nach vorn, wenn zukünftig pommersche und mecklenburgische Vikarinnen und Vikare völlig gemeinsam und die Vikarinnen und Vikare der drei Nordkirchen zu einem Viertel gemeinsam ausgebildet werden.

Während in dieser und in anderen Einzelfragen zwischen unserer und der mecklenburgischen Kirche, etwa im Hinblick auf die Gestaltung der kirchenmusikalischen Arbeit, Fortschritte erzielt werden konnten, war dies im Hinblick auf die grundsätzliche Frage nach einem gemeinsamen Weg bisher nicht möglich. Aber darüber wird der Synode im Anschluss gesondert berichtet werden. Insgesamt scheint es mir, dass auf der Ebene der Kollegien der beiden Häuser (Oberkirchenrat und Konsistorium) eine bessere, pragmatischere Arbeitsatmosphäre erreicht werden konnte, als in der Arbeitsgruppe Gemeinsame Kirchengestalt. Wir sind auf gute Nachbarschaft angewiesen und eine effektive Kirche in unserem Bundesland können wir nur sein, wenn wir Evangelischen uns eng miteinander abstimmen.

Es ist hilfreich, wenn wir unsere Beziehung zu unseren Nachbarn gut geregelt haben. Mit unserem Auftrag sind wir als Pommersche Evangelische Kirche aber zuerst an die Menschen in Vorpommern gewiesen.

2. Kirche in Vorpommern

Als Pommersche Evangelische Kirche sind wir in erster Linie für die Menschen in Vorpommern da. Dabei dürfen wir, wenn wir eine missionarische Kirche sein wollen, aber nicht nur an unsere Mitglieder denken, sondern müssen auch die Gott- und Kirchenfernen im Blick haben. Dabei machen wir zunehmend die Erfahrung, dass über das gemeinsame Leben in der selben Region, den ähnlichen Sitten und Gebräuchen eine Gemeinschaft entsteht, die Gelegenheit zum missionarischen Zeugnis schenkt. Das Landeserntedankfest, Gottesdienste zu Dorf- oder Stadtfesten, Feuerwehrfeste und ähnliche Gelegenheiten wären hier zu nennen.

Die Arbeit am Leitbild unserer Kirche zeigte uns deutlich, dass viele Gemeinden die positiven Kräfte der Bindung an die Region nutzen, um einen Zugang zu den Menschen zu finden. Deswegen hat der Vorschlag zu einem Leitbild für die Pommersche Evangelische Kirche bewusst den Heimatbegriff aufgenommen. Professor Bernd Hildebrandt sagte dazu in seiner Einführung vor dieser Synode: "Die Begegnung mit Gott, dem Schöpfer, ist nicht abstrakt. Sie realisiert sich für uns in der Erfahrung unserer Landschaft mit ihren Menschen, die geprägt sind von der Kultur, der Geschichte und der Sprache dieses Landstrichs am Meer. Für solche Erfahrung steht das Wort Heimat. Eine Heimat zu haben gehört zu den guten Schöpfungsgaben Gottes. Schon von daher, um der kulturellen Identität Willen, sollte das Wort Pommern

für uns bei aller notwendigen Differenzierung durchaus auch einen Wohlklang besitzen und nicht nur eine formale Ortsangabe sein.“²

Ich kann mich dem nur anschließen. Der Mensch sehnt sich nach Beheimatung, irgendwo zu Hause zu sein, zu wissen: „Hier gehöre ich hin. Das ist mein Heim.“ Eine alte Ableitung von Heim ist „Heimat“. Dieses auf den deutschen Sprachraum beschränkte Wort bezeichnet die Region, in der ich zu Hause bin. Peter Beier, der verstorbene frühere Präses der Rheinischen Kirche, selbst Schlesier, jeder Heimattümelei unverdächtig, liefert eine hilfreiche Umschreibung dessen, was Heimat ist: „Heimat, das ist Zuhause, das sind Mutter und Vater, soziale Bindungen, die Farben der Landschaft, das Idiom, da werden Traum und Jugend bewahrt in schöner Färbung, die nicht unbedingt identisch ist mit Schönfärberei. Heimat – da kann Hunger gestillt, Durst gelöscht, ein Haus betreten und ein Licht entzündet werden. Heimat ist ein Platz, an dem einem niemand über die Menschen etwas vormacht, weil man sie lange kennt. Heimat ist dann echt, wenn man auch ihre Enge wahrnimmt, ihre Provinzialität, die zum Ausbruch anstiftet, zum Fernweh reizt und gleichwohl in der Fremde und vor der Fremde Schutz gewährt, die Möglichkeit, zurückzukehren.“³

Wir Menschen brauchen Heimat. Wir müssen uns verorten können. Eine Heimat zu haben, gehört zum Menschsein. Peter Beier sagt sogar: „Wer Menschen Heimat für immer verschließt, begeht ein todeswürdiges Verbrechen.“⁴ Gerade, wenn wir die Heimat so stark machen, müssen wir uns allerdings auch erinnern, dass die biblische Tradition jede Verortung in dieser Welt auch als vorläufig ansieht und damit relativiert.

Im Philipperbrief beschreibt der Apostel Paulus die Gemeinschaft mit Jesus Christus als innersten Kern des Christseins und als seine Grundlage: „Denn Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn.“ (Phil. 1, 21) Wer glaubt und getauft ist, tritt in diese Gemeinschaft mit Jesus Christus ein, die schon jetzt sein Leben hell macht, die aber vor allem die zentrale Beschreibung für das ist, was ewiges Leben ausmacht: „Bei Christus zu sein“ (Phil. 1, 23). Von dieser Christusgemeinschaft her gewinnt der Glaube Orientierung: „Ein Jeder sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war.“ (Phil. 2, 5) Die Heimat ist in dieser Bildsprache nun nichts, das ausdrückt, woher wir kommen, sondern etwas, wohin wir gehen. Paulus vergleicht unser Leben mit einem Wettkampf, mit einem Sprint durch die Zeit in die Ewigkeit. Wir sind noch nicht am Ziel angekommen, aber gemeinsam mit Christus laufen wir durch die Zeit wie in einem Wettkampf. Uns motiviert der uns bereits zugesprochene Siegespreis unseres Laufes, nämlich die „himmlische Berufung Gottes in Christus Jesus“ (Phil. 3, 14). Diese himmlische, ewige und ungebrochene Gemeinschaft mit Christus ist es nun, die unsere Sehnsucht stillt, Geborgenheit gibt und ewig zur Ruhe kommen lässt. Deswegen kann Paulus sagen: „Unsere Heimat ist im Himmel.“ (Phil. 3, 20). Christen sind nicht Bürger dieser Welt, sondern Bürger der himmlischen Welt. Christinnen und Christen gewinnen ihre Identität in der Perspektive der Ewigkeit. Deswegen ist ihre eigentliche Heimat der Himmel, wiewohl sie der Erde nicht untreu werden müssen. Weil sie wissen, dass nach diesem Leben das künftige kommt, sind sie davor bewahrt, das Vorläufige zum Endgültigen zu erklären, auch die Heimat und das menschliche Verlangen und Sehnen danach zu verabsolutieren.

² Vgl. B. Hildebrandt, Theologische Einführung zum Leitbild der Pommerschen Evangelischen Kirche; in: Amtsblatt der Pommerschen Evangelischen Kirche (2005), 20 – 22, 21.

³ Peter Beier, Am Morgen der Freiheit. Eine Streitschrift, Neukirchen-Vluyn, 1995, 105.

⁴ Ebd.

Diese Grundhaltung prägt nun nicht nur paulinisches Denken, sondern das gesamte Neue Testament. Sehr schön ist sie ausgedrückt im Hebräerbrief: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“(13, 14). Christen gehen einen neuen Weg. Das Ziel liegt bei Gott. Sie sind das wandernde Gottesvolk. Für ihre Identität ist die himmlische Heimat wichtiger als ihr weltliches Zuhause. Eben weil sie wissen, dass die Sehnsucht erst bei Gott gestillt wird, werden sie das Vorläufige und das Endgültige nicht verwechseln. Weil Christen glauben, dass Gott sie geschaffen hat und durch das Leben führt, nehmen sie auch die irdische Heimat als den von ihm gewährten Lebensraum aus seiner Hand. Weil Gott uns Heimat schenkt, gibt es auch ein Recht auf Heimat. Dieses Recht ist allerdings nie unbedingt. Es steht immer im Zusammenhang des Rechtes anderer Menschen ebenfalls auf Heimat und auf ein Zuhause.

In den vier Jahren meines Mitlebens in Vorpommern habe ich gelernt, dass diese Identität in Pommern auf Grund der Geschichte des 20. Jahrhunderts nur eine verletzte, im besten Fall vernarbte Identität sein kann. Dazu kommt: Es gibt Pommern ja gar nicht mehr. Die Pommersche Evangelische Kirche ist die einzige Institution, die bis heute in den historischen Grenzen Pommerns im deutschen Gebiet, das heißt in Vorpommern, lebt.

Ich weiß, auch unter uns diskutieren wir über die Frage, ob wir die Beziehung zu Pommern, also unser besonderes Verhältnis zu unserer Heimat eher aussparen oder besonders hervorkehren sollen. Die einen warnen: „Wer heute von Heimat redet, der ruft die falschen Geister!“ Ganz falsch ist das nicht. Es gibt Anzeichen dafür, dass die rechtsextreme Szene im gesellschaftlichen Leben hierzulande Fuß zu fassen beginnt. Sie engagieren sich in Heimatvereinen, Volkstanzgruppen, Musikvereinigungen oder Fahnschwenggemeinschaften. Auch die Wahlergebnisse bei den Bundestagswahlen, die in manchen Dörfern und Ortschaften zweistellig sind, lassen Schlimmes befürchten.

Andererseits möchten wir diesen Volksverführern den Heimatbegriff nicht einfach kampflos überlassen. Schon kommentiert das rechte „Störtebekernetz“ im Internet: „Die protestantische Geistlichkeit“ täte sich mit dem Begriff Heimat „hierzulande ja bekanntlich besonders schwer“. Fast als ein Lob möchte ich es empfinden, wenn diese Rechten meinen feststellen zu müssen, dass das kirchliche „Unternehmen sich in allen Belangen stets als anti-national und anti-rechts“ erwiesen habe.

Unsere Kirche hat besonders in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg erfahren, wie in ihr die unterschiedlichen Menschen eine Heimat gefunden haben: Menschen aus Hinterpommern und Danzig ebenso wie Ostpreußen und Russlanddeutsche. Im christlichen Glauben liegt die Möglichkeit, das irdische Verlangen nach Heimat religiös zu füllen. Im Entwurf für das Leitbild haben wir deswegen formuliert: „In unserer Pommerschen Evangelischen Kirche finden Menschen Heimat. Die biblische Botschaft lädt uns in guten und in schlechten Tagen zum Vertrauen auf Gott und zueinander ein. In ihrem Licht (also der biblischen Botschaft) weisen uns auch unsere Geschichte und Landschaft auf Gottes Gegenwart hin.“

Es ist die biblische Botschaft, die uns solches Gottvertrauen schenkt. Die Erfahrung der Geschichte allein ist taugt dafür nicht. Wer aber einmal den Gott der Bibel und seine Lust auf Ewigkeit kennen gelernt hat, der findet auch Spuren Gottes in Geschichte und Landschaft. So haben mir viele Zeitzeugen von damals berichtet, dass es für sie ein Wunder ist, wie sie im Chaos der Katastrophe 1945 doch bewahrt worden sind und ihr Leben wie eine Beute davongetragen haben. Wer Gott aus der bib-

lischen Verkündigung kennt, der findet auch in solchen Situationen Spuren des Leben schaffenden Schöpfers.

Die Verwurzelung in einer himmlischen Heimat eröffnet im Blick auf die irdische Heimat neue Perspektiven. Ich denke an die Erfahrung eines Ehepaars, das vor gut zehn Jahren als so genannte Neueinrichter aus Niedersachsen nach Vorpommern gekommen ist. Sie wollten einen privatwirtschaftlich geführten Bauernhof neu begründen. Obwohl dringend Fachleute mit Eigeninitiative gebraucht wurden, hieß man sie nicht willkommen, sondern empfand sie eher als unerwünschte Konkurrenten. „Wenn wir die Kirchengemeinde nicht gehabt hätten“, erzählen die beiden heute, „hätten wir es sehr schwer gehabt. In der Kirche wurden wir angenommen. Die Gemeinde freute sich über die neuen Gemeindeglieder. Man ging freudig auf uns zu. Wir merkten bald: Der gemeinsame Glaube schafft eine Brücke zu den Menschen.“ Nicht die gleiche landsmannschaftliche Zugehörigkeit öffnete diesem Paar die Türen an ihrem neuen Lebensort, sondern der gemeinsame außerhalb liegende Bezugspunkt, die „Heimat im Himmel“, „die zukünftige Stadt, die wir gemeinsam suchen“. Nun haben sie eine neue Heimat gefunden.

Ein solches Verständnis der Kirche als Heimat hilft Menschen, Orientierung, Geborgenheit und Identität zu finden. Zu dieser Identitätsstiftung trägt in erheblichen Maß auch die Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald bei. Sie ist für unseren Landstrich so etwas wie ein Instrument der Beheimatung. Sie gibt der Region Seele und Geist. Leider steht auch sie unter sehr starken Sparzwängen. Nach dem neuesten Stand konnte offensichtlich das Schlimmste abgewendet werden, aber der Wegfall der Lehramtsstudiengänge ist nicht gut für die Entwicklung Vorpommerns. Es ist ja auch zu fragen, ob unsere Landesregierung mit einem solchen radikalen Sparkurs im Bildungsbereich nicht Vorgaben einer vergangenen Bundesregierung ausführt. Zu dem wenigen, das die zukünftigen Koalitionspartner im Bund CDU und SPD bisher vereinbart haben, gehört eine Aufstockung der Mittel im Bildungsbereich. Endlich sollen 3 % des Bruttoinlandproduktes in Bildung investiert werden. Dann ist auf jeden Fall zu fragen, ob nicht das stark nachgefragte Lehramtsstudium in einigen Kernfächern, wie z. B. Anglistik in Greifswald auch in Zukunft vorgehalten werden sollte.

Uns interessiert natürlich besonders das weitere Schicksal der Theologischen Fakultät. Über die Theologischen Fakultäten heißt es im „Vertrag zwischen dem Land Mecklenburg-Vorpommern und der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs und der Pommerschen Evangelischen Kirche vom 20. Januar 1994: „Die wissenschaftliche Pflege der evangelischen Theologie gehört zum Auftrag wissenschaftlicher Hochschulen und wird durch die Evangelisch-Theologischen Fakultäten an den Universitäten Greifswald und Rostock gewährleistet.“ (Art. 4, 1). Dieses Bekenntnis des Landes zu den Theologischen Fakultäten hat auch in der Landesverfassung Niederschlag gefunden.

Die Theologische Fakultät in Greifswald ist darüber hinaus sozusagen das Diskurszentrum reflektierten Glaubens für Vorpommern, nicht nur für die Universität. Zu Recht hat der Vater der Diskursethik, der Frankfurter Philosoph, Jürgen Habermas soeben darauf hingewiesen, dass für die Meinungs- und Willensbildung in unserer Gesellschaft die religiösen Ressourcen nicht abgeschnitten werden dürfen. Er sagt: „Hier darf die Meinungs- und Willensbildung nicht durch Sprachverbot kanalisiert und von möglichen Ressourcen der Sinnstiftung abgeschnitten werden.“ „Auch aus säkularer Sicht“ sei es plausibel zu machen, „dass religiöse Überlieferung nicht schlechthin irrational oder sinnlos ist. Sie ist dafür aber eine Voraussetzung. Die reli-

giösen Bürger „müssen gelernt haben, ihre eigenen Glaubensüberzeugungen in ein reflexiv einsichtiges Verhältnis zur Tatsache des religiösen und weltanschaulichen Pluralismus zu setzen, und sie müssen das Wissensprivileg der gesellschaftlich institutionalisierten Wissenschaften ebenso wie den Vorrang des säkularen Staates und der universalistischen Gesellschaftsmoral mit ihrem Glauben in Einklang gebracht haben.“⁵

Wo, wenn nicht in einer Theologischen Fakultät soll aber der Gemeindeglaube lernen, die eigenen Glaubensüberzeugungen zu reflektieren und sich argumentativ dem religiösen und weltanschaulichen Pluralismus zu vermitteln, wenn nicht in einer Theologischen Fakultät? Exemplarisch können die Disziplinen der Theologie dies im Kosmos der Universität beitragen. Sie helfen damit dem Glauben, über den Status nur behaupteter orthodoxer Glaubenssätze hinaus zu gelangen. So kann von einer Theologischen Fakultät Sinnstiftung und ethische Orientierung für eine ganze Region ausgehen.

Die große Wertschätzung der Greifswalder Theologischen Fakultät sieht man nicht zuletzt darin, dass als Anfang des Jahres ihre Existenz zur Disposition stand, auch viele politisch Verantwortliche in der Region dagegen ihre Stimme erhoben. Bürgermeister und Landräte protestierten gegen die vorgeschlagene Schließung der Theologischen Fakultät. Auch das ist ein Beleg dafür, wie sich in den letzten Jahrzehnten in Vorpommern gesellschaftliche Stimmung verändert hat.

3. Auf dem Weg vom Ressentiment zur Zustimmung

Im letzten Bischofsbericht hatte ich in Anlehnung an den früheren Berliner Theologieprofessor Wolf Krötke ausgeführt, dass die ostdeutsche Glaubenslosigkeit keine begründete Weltanschauung ist, sondern eher ein Klima des Ressentiments. „Ein Ressentiment ist ein auf Vorurteilen, Unterlegenheitsgefühlen, Neid oder ähnlichem beruhende gefühlsmäßige Abneigung“⁶ 40 Jahre DDR haben diese gefühlsmäßige Abneigung trainiert. Gegen eine anerzogene Haltung kann man mit Freundlichkeit und Argumenten nicht viel erreichen. Wir werden vor allen Dingen viel Geduld haben müssen, ich denke an einen Zeitraum von etwa weiteren 40 Jahren (d. h. jetzt etwa noch weitere 25 Jahre), bis sich die Einstellung der Mehrheit der Menschen zum christlichen Glauben in unserer Region wieder normalisiert hat. Wir stehen gegenwärtig weltweit vor einer „Wiederbelegung religiöser Kräfte, von der nur Europa ausgenommen zu sein scheint“.⁷

Dennoch gibt es auch bei uns erste vorsichtige hoffnungsvolle Anzeichen für einen Klimawechsel. Seit dem Jahr 2001 steigt die Zahl der Taufen und zwar sowohl die Zahl der Kindertaufen wie auch der Erwachsenentaufen, langsam, aber kontinuierlich an. Das bedeutet doch, dass Menschen wieder etwas von der Kirche erwarten. Angesichts des Geburtenrückgangs ist erstaunlich, dass wir hier Zuwächse verzeichnen können. Es gibt zwar noch kein Klima der Zustimmung in unserer Gesellschaft, aber gemeinsam mit anderen Anzeichen erlaubt es wohl zu sagen, dass sich die Ressentiments anfangen aufzulösen.

⁵ Jürgen Habermas, Zwischen Naturalismus und Religion; in: Cicero. Magazin für politische Kultur, Oktober 2005, 30 – 32, Zitate 32.

⁶ So Duden. Fremdwörterbuch, 7., neu bearbeitete und erweiterte Auflage Mannheim u. a. 864.

⁷ J. Habermas, a. a. O. 30.

4. Diakonie als Lebens- und Wesensäußerung der Kirche

Meine biblisch begründete Zielvorgabe für die Pommersche Evangelische Kirche spricht bewusst von der Weitergabe der Guten Nachricht „in Wort und Tat“. Das Evangelium kann nur ganzheitlich bezeugt werden oder es wird, wenn nur das Wort für sich alleine stehen muss, als leere Phrase empfunden werden. Die Tat ohne das Wort ist aber stumm. Deswegen muss dieses ganzheitliche Profil sein. Der von mir sehr geschätzte Bischofskollege aus Magdeburg, Axel Noack, hat deswegen gesagt: „Ein Kindergarten, in dem weder gebetet noch biblische Geschichten erzählt werden, verdient das Prädikat ‚evangelisch‘ nicht.“ Es kommt auf die gegenseitige Erläuterung von Wort und Tat bei der Weitergabe des Evangeliums an. Weil das Zeugnis der Tat untrennbar zum Wort der Verkündigung zugehört, ist selbstverständlich auch eine Pommersche Evangelische Kirche ohne Diakonie undenkbar. Niemand und niemals haben weder die Kirchenleitung noch ich als Bischof andere Auffassungen über die Diakonie vertreten. Vielmehr hat die Kirchenleitung die Beschlussfassung auf der letzten Synode als ein verstärktes Drängen verstanden, endlich in Mecklenburg-Vorpommern einen Landesverband als diakonischen Dachverband zu gründen. Hier muss betont werden, dass ein Landesverband nicht *die Diakonie* ist. Darum ist es irreführend und verderblich, wenn in der Presse, auch in der kirchlichen Presse, von der „Auflösung der Pommerschen Diakonie“ geredet wurde. Die Diakonie als Bezeugung des Evangeliums durch die Tat lebt in den Gemeinden und Einrichtungen. Davon unabhängig zu diskutieren ist, welcher Weg der beste zu einem gemeinsamen Spitzenverband der Diakonie ist. Wenn sich hier die Möglichkeit der Auflösung anbietet, müssen wir auch darüber reden. Trotzdem konnten wir eine – auch von unserem eigenen Landespfarrer so genannte – „schlechte Lösung“ nicht wollen. Zwar hat der Bischof in Pommern traditioneller Weise keine direkte Verantwortung für die Vertretung der diakonischen Einrichtungen, aber nach Art. 119 unserer Kirchenordnung übt er den Dienst der Leitung für alle Bereiche des kirchlichen Lebens aus. Deswegen habe ich das Gespräch mit den in Mecklenburg für die Diakonie Verantwortlichen gesucht. In diesem Gespräch hat der Vorstand des Mecklenburgischen Diakonischen Werkes von sich aus die Verschmelzung als bessere Lösung für das Zusammengehen der beiden Landesverbände wieder ins Gespräch gebracht. Ich begrüße es deswegen ausdrücklich, dass Verwaltungsrat und Mitgliederversammlung unseres Diakonischen Werkes diesen Vorschlag aufgegriffen haben. Wir sollten auf dem Weg einer Verschmelzung beider Landesverbände nach Vorliegen der Jahresrechnung 2005 rückwirkend zum 1. Januar 2006 aufeinander zugehen.

Gerade weil die Diakonie eine unverzichtbare Lebens- und Wesensäußerung der Kirche ist, brauchen wir die bestmögliche Vertretung und Vernetzung, die in einem Bundesland erreichbar ist. Dazu gehört ein gemeinsamer Spitzenverband. Leider ist es mein Eindruck, dass nicht alle Verantwortungsträger diese Sicht teilen. In diesem Zusammenhang möchte ich Oberkonsistorialrat Hans-Martin Moderow ausdrücklich danken für seinen Einsatz an dieser Stelle. Ohne sein Werben und Argumentieren wäre möglicherweise ein Zusammengehen der beiden Werke noch in letzter Sekunde gescheitert.

5. Die Botschaft

In meiner Zielformulierung habe ich als Inhalt der Botschaft die gute Nachricht für die Menschen in Vorpommern genannt, „dass Gott sie liebt und er sie zu Nachfolgern Jesu Christi machen will“. Bei allen Problemen, die uns bedrängen, sehe ich hierin die größte Herausforderung. Finanz- und Strukturprobleme können wir mit Geschick meistern. Das alles nützt aber nichts, wenn wir keine Botschaft haben, die die Menschen erreicht. Oft fehlen uns aber die rechten Worte und unsere Botschaft wird als belanglos empfunden.

In einem Gebiet wie Vorpommern mit den uns allen bekannten Problemen, in dieser konkreten Lebenssituation muss sich der Unterschied zwischen Glaube und Nichtglaube erweisen.

Was hilft der Glaube an Gott, wenn ich arbeitslos werde? Was ändert Gott denn an dieser Situation? Was bedeutet es, seine Heimat zu lieben und sich für sie zu engagieren und gleichzeitig die eigentliche Heimat im Himmel zu haben?

Damit der Glaube nicht als belanglos verstanden wird, kommt es darauf an, den Glauben und unsere konkrete Lebenswelt zusammenzubringen. Oder besser formuliert: Es kommt darauf an zu entdecken, welche Veränderung Gott in unsere – oft als bedrückend erfahrene – Lebenswelt bringt. Hier stehen wir immer wieder vor der Aufgabe, die eigene Sprachlosigkeit unseres Glaubens zu überwinden. Denn es ist gar nicht so einfach, das, wie wir Jesus Christus erleben, anderen mitzuteilen, für die das eine fremde Welt ist. Der beste Weg ist, miteinander zu leben und Anteil am Leben der anderen zu nehmen. Viele unserer Gemeinden merken, wie dann ein neues Vertrauen zur Kirche wächst. Darüber hinaus erhoffe ich mir noch weitere Hilfe zur Sprachfindung des Glaubens vom Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung, das im letzten Jahr mit viel Schwung seine Arbeit aufgenommen hat.

Letztlich entscheidet sich für uns als Pommersche Evangelische Kirche alles an der Frage: „Kommen Menschen dazu oder bleiben wir unter uns?“ Das gelingt aber nur, wenn unser Glaube ansteckend und anziehend ist. Ich habe schon darauf hingewiesen: Jedes Jahr entscheiden sich mehr Menschen aus unserer Region für den Glauben an Jesus Christus. Das kehrt zwar den Trend insgesamt nicht um, weil immer noch mehr Menschen sterben als geboren werden. Aber es geht nicht einfach weiter bergab. Wir treten nicht auf der Stelle. Aber es liegt noch ein weiter Weg vor uns, bis es wieder bergauf geht. So wie Israel 40 Jahre durch die Wüste wandern musste, so werden wohl auch wir insgesamt 40 Jahre brauchen, bis das Wachstum der Kirche auch Europa und uns erreicht. Auch wenn wir wahrhaftig nicht nur Erfolgsgeschichten mitzuteilen haben, mache ich mir um die Zukunft unserer Kirche und ihrer Gemeinden keine allzu großen Sorgen. Denn ich weiß, dass Jesus Christus für uns eintritt und für uns bittet, dass der Glaube nicht aufhöre.

Züssow, 21. Oktober 2005

Dr. Hans-Jürgen Abromeit
Bischof